



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hedemann, P. von: Eindrücke bei der Ausbildung von
Regierungsreferendaren.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

dem an Zahl geminderten Volk darum niemals erstarb. Schon das nächste Jahrhundert sah die friberizianische Zeit und den neuen literarischen Frühling, den Ruhm von Lessing, Schiller, Goethe und Kant. Man darf also doch annehmen, daß die Deutschösterreicher durch den Krieg der dreißig Jahre noch mehr gelitten haben als die übrigen Deutschen. Sie sind so gut wie konfessionell ungeteilt, und doch lebt unter ihnen eine fast krankhafte Scheu vor klerikaler Reaktion, die man anderswo nicht kennt. Oberflächliche Beobachter wollen sie auf die „Konfordsatzwirtschaft“ des vorigen Jahrhunderts zurückführen. Sie irren, dergleichen vergißt sich leicht, aber die Sache liegt tiefer. Noch nach beinahe drei Jahrhunderten liegt in der Seele der Deutschösterreicher und der auch immer hussitischer Anwandlungen verdächtigen Tschechen die dunkle Erinnerung, daß ihrem Volke einmal ein schweres Unrecht, das bitterste Weh, das nur zu denken ist, zugefügt worden ist, und zwar von einer Macht, deren Gebete sie heute eifrig und gläubig mitsprechen. Während jede andre Nation ihre liberalen und entgegenstehenden Parteiuunterschiede vergißt, sobald es sich um die Stellung gegenüber andern Nationen handelt, stehn besonders die Deutschösterreicher immer in zwei getrennten Lagen. Es bedarf nur einer leisen Berührung der geheimen Saite ihres Gemüths durch die Presse, die gar keinen nationalen Frieden will, weil sie nicht deutsch ist, und sofort stehn sich Deutschliberale und Deutschklerikale wieder feindlich gegenüber, obgleich sie eines Glaubens sind.*)

—v—



Eindrücke bei der Ausbildung von Regierungsreferendaren

Von P. von Hedemann



ie Ausbildung der Referendare in den Präsidialgeschäften ist schon darum schwierig, weil sie nur wenig Monate in einem und demselben Geschäftszweige beschäftigt, nur so kurze Zeit ein und demselben Dezernenten anvertraut sind. Zuerst müssen sie einmal die Schwierigkeit der neuen Geschäftsformen überwinden lernen; die Hauptaufgabe dabei ist, zu verhüten, daß sie sich — das bequemste ist es ja — einfach dem Kanzleistile hingeben, von dessen Blüten sie sich allenthalben unduftet fühlen, den sie in allen den alten Akten immer wiederfinden, deren eifriges Studium man ihnen, im ganzen gewiß mit Recht, so warm empfohlen hat. Nichts schwieriger, als sich die geistige Freiheit eines eignen Gebrauches seiner deutschen Sprache trotzdem zu bewahren. Der Kanzleistil ist nichts als das Ringen mit dem Ausdruck, den eine im Schreiben unbeholfne Zeit für schwierig wiederzugebende Dinge niemals recht zu finden vermochte; man sieht ordentlich, wie der Schreiber die Anstände, die gegen den

*) Als Quellenmaterial sind benutzt worden: A. Gindely, Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs (Leipzig, G. Freytag), A. Huber, Geschichte Oesterreichs, 5 Bände (Gotha, F. A. Perthes).

Eindruck jedes seiner Worte vom Leser erhoben werden könnten, immer von neuem abzuwehren sucht und so sich windend oder spreizend nur von einer Anfechtung in die andre gerät; der Kanzleistil ist ein mühsamer, ein gequälter Stil; er ist der natürliche Stil derer, die die Hoheit der Obrigkeit schriftlich einprägen sollen, ohne daß sie selbst kraft ihrer Bildung von dieser Hoheit erfüllt sind. Kein besseres Mittel gegen diesen innerlich verarmenden Stil gibt es, als das, sich reichlich mit Leuten geringern Standes in ihrer Mundart zu unterhalten, aber nur über Dinge, die ganz in deren eigenem Gesichtskreise liegen. Niemals, glaube ich, hat mir ein so lebendiger Ausdruck für meine Gedanken zu Gebote gestanden, als in der ersten Zeit, nachdem ich von einer mehrjährigen landwirtschaftlichen Tätigkeit, die mich täglich viel mit einfachen Leuten zusammenbrachte, in eine amtliche Stellung zurückkehrte. Gar nicht unwichtig in der Ausbildung der Referendare ist auch, auf eine gute Handschrift zu halten. Leserlich zu schreiben, gehört zur Höflichkeit, und jeder oder fast jeder kann es lernen.

Gerade die wichtigsten und lehrreichsten Sachen kann zu seinem Bedauern der Dezentent deswegen, weil ihre Erledigung zu sehr drängt, den Referendaren nicht zuschreiben, weil sie sich nicht von heute auf morgen in einen neuen schwierigen Stoff einarbeiten können; er wird sie ihnen dann aber oft mit Nutzen hinterher zum Studium geben können.

Nicht leicht ist es, die Arbeiten der jungen Herren richtig zu verbessern. Schwierige Aufgaben wird man am besten, bevor sie die Feder zur Hand nehmen, mit ihnen besprechen; man muß sich dann selbst vorher völlig mit Stoff und Rechtslage vertraut gemacht haben, aber auch verlangen, daß sich der Referendar über beides so weit unterrichtet hat, als es ihm ohne Anleitung möglich war. An dem von ihm abgelieferten Entwurf soll man nicht unnötig ändern, nicht seinen eignen Geschmack, namentlich in der Form, unbedingt zur Geltung bringen wollen. Schon ein durch viele Korrekturen unsauber gewordnes Konzept stört dem Verfasser, der es — wie hier immer — später wiederbekommt, sehr die Lust an der Arbeit und erzeugt in ihm den Eindruck, es dem Vorgesetzten nie recht machen zu können. Niemals wird der Dezentent nur korrigieren, um die Spuren seiner Handschrift jedem Schriftstück einzuverleiben, dem Vorgesetzten einen äußerlichen Nachweis seiner Tätigkeit zu liefern. Muß man aber doch ändern — und das ist bei Anfängern schließlich unvermeidlich —, so gibt es zwei Wege. Im allgemeinen empfiehlt es sich, es ohne weiteres zu tun; man muß dem Lernenden zutrauen, daß er bei der Wiederdurchsicht seiner Arbeit schon von selber sieht, warum man so verfahren ist, und dem Lehrenden, daß er die Sache so beherrscht, wie es nötig ist, um nicht unüberlegt einen guten Gedanken, eine wohlbeabsichtigte Wendung des Referendars zu beseitigen oder zu verzerren. Mitunter freilich wird es sich nicht umgehn lassen, ihn ausdrücklich auf einen Fehler, auf den Grund einer notwendigen Änderung mündlich oder seltener schriftlich hinzuweisen; häufige Rücksprache aber ermüdet und erschwert dabei außerordentlich den ohnehin umständlichen Geschäftsgang der Bezirksinstanz. Es kommt ja gerade in der Verwaltung oft genug vor, daß man so oder so verfahren kann; wie in einer

schöngerittnen Quadrille gerade das unser Auge entzückt, daß nach seinem Temperament jeder der vier Reiter sie ganz anders und doch alle dasselbe reiten, so wird, um ein und dasselbe Ziel zu erreichen, der eine Dezerent lieber von dem kräftigen Einfluß einer lebensvollen Persönlichkeit einen schnellen Erfolg erwarten, der andre die Wirkung der Zeit und den Druck der Verhältnisse zum Bundesgenossen anrufen, der einst das Werk den Untertanen mehr als Tat ihres eignen Willens erscheinen läßt; der eine legt der juristischen Sicherung größere Bedeutung bei als der andre, und meist ist es richtig, jeden nach seiner Eigentümlichkeit möglichst gewähren zu lassen und den Untergebenen, der die eine Alternative gewählt hat, nicht zu einer Änderung nach der andern von einem selbst für besser gehaltenen Richtung zu veranlassen. Denn die Freude des Untergebenen an der Arbeit zu erhalten, die doch auf der Geltung der eignen Persönlichkeit so sehr mit beruht, ist meist für den ganzen Betrieb der Geschäfte wichtiger, als daß im Einzelfalle eine an sich haltbare Auffassung durch eine für noch richtiger gehaltene verdrängt wird. Es gibt ja Fälle, namentlich bei Bescheiden, oder wo man durch gütliche Verständigung rechtlichem Zwange vorbeugen oder gegen eine obere Behörde eine von ihrer bisherigen ganz abweichende Ansicht vertreten will, Fälle, in denen jedes Wort und jedes Schweigen, jede Einzelheit der logischen Anordnung abgewogen werden muß. Hier wird der, den die Verantwortung für das Schriftstück trifft, vor keiner Änderung der Vorarbeit eines Untergebenen zurückschrecken dürfen; hier wird er sich ja auch der Verantwortlichkeit jeder Änderung besonders klar bewußt bleiben.

Was hier von dem Verhältnis des Referendars zum Dezerenten gesagt ist, gilt natürlich größtenteils auch von der dienstlichen Beziehung, in der der Dezerent zum Abteilungsdirigenten steht, nur daß dieser zu unmittelbaren Untergebenen Leute mit abgeschlossener Ausbildung hat, die in ihrem Geschäftsbereich meist gründlich zuhause sind; es ist dies einer der Gründe, warum die Stellung eines Oberregierungsrats in den Präsidialsachen ein Maß von Verzichten fordert wie kaum eine andre Verwaltungsstellung. In den Schul- und Finanzsachen ist der Abteilungsdirigent meist deshalb viel freier, weil sich der Präsident der Regierung hier nicht so viel um die Einzelheiten kümmern kann. Im Betriebe der Eisenbahndirektionen zeichnet bekanntlich unter der Herrschaft derselben Vorschriften, wie sie das Landesverwaltungs-gesetz über die Tätigkeit des Oberregierungsrats in Präsidialsachen enthält, in jedem Falle entweder nur der Präsident oder der Oberregierungsrat, und in den großen militärischen Zentralbehörden sind ähnliche Vorkehrungen getroffen, um den Geschäftsgang nicht zu überlasten durch das Übereinander von Ressortchef, Departementsdirektor (Oberquartiermeister), Abteilungschef und Referent.

Ganz neu tritt dem Referendar, wenn er zuerst an die Bearbeitung von Verwaltungsgeschäften gelangt, die Notwendigkeit entgegen, jedesmal zu prüfen, ob die angerufne Behörde, die Regierung, auch zur Entscheidung zuständig ist. In den streitigen Sachen vor den Gerichten, die der Referendar bisher fast allein gründlich kennen gelernt hat, ist die Kompetenzfrage viel einfacher. Von der Staatsanwaltschaft und ihren Hilfsbeamten, von den Anwälten werden nur sehr selten Sachen an das Gericht gebracht, für die ein andres Gericht oder

eine andre Behörde zuständig ist. In zwei großen Prozeßgesetzen ist die Zuständigkeit für streitige Prozeßsachen von Reichs wegen übersichtlich und bestimmt geregelt. Ganz anders bei den Verwaltungsbehörden. Nicht nur daß sich das Publikum oft absichtlich sogleich an die Provinzialbehörde wendet und die zunächst zuständige Unterbehörde — oft gerade aus Furcht vor ihrer Sach- und Personenkenntnis — übergeht, nein, die Kompetenzfrage wird infolge der gesetzlichen Lage immer wieder wie von selbst aufgeworfen. Durch eine kaum überschaubare Fülle alter und neuer Gesetze ist das Gebiet der Wirksamkeit nicht bloß für höhere und niedere Behörden, sondern auch für ganze Behördenreihen nebeneinander bunt und mannigfaltig abgesteckt. Man denke an Regierung und Generalkommission, Konsistorium und Regierung, Regierung und Bezirksausschuß, die staatlichen Selbstverwaltungsbehörden für die Veranlagung der verschiedenen Steuern und für die Heeresergänzung, an die Handels-, Handwerks- und Landwirtschaftskammern, die sich in die Fondsverwaltung mit den Staatsbehörden teilen, an die Organisation der Arbeiterversicherung, an die Organe der Kommunalverwaltung, denen heute die Erfüllung so vieler staatlicher Aufgaben obliegt. Welcher Laie könnte sich da noch mit völliger Sicherheit zurechtfinden, und es ist nicht zu verwundern, wenn die Regierung fast täglich Dienstsachen erhält, die eigentlich für eine andre Behörde bestimmt sind. Nur ausnahmsweise wird man den Antragsteller ganz abweisen oder einfach bloß auf den richtigen Weg verweisen, so wenn er den Rechtsweg einzuschlagen hat; meist empfiehlt es sich, die Eingabe an die zuständige Behörde weiterzugeben und ihren Verfasser kurz zu benachrichtigen. Hin und wieder wird man die Weitergabe mit ein paar Bemerkungen begleiten, die späteres Schreibwerk ersparen, mit einer Direktive, wenn es an eine Unterbehörde geht, und man deren Entscheidung beeinflussen will. Wie vorsichtig man dabei meist vorgeht, habe ich schon früher ausgeführt, und auch dann, wenn eine untere Behörde geradezu fragt, ob man gegen eine von ihr beabsichtigte Entscheidung Bedenken trägt, oder wenn sie vor einer Genehmigung anfragt, die sie selbst zu erteilen hat, ist es für die Regierung etwas ganz anderes, als wenn sie unmittelbar als zuständige Behörde selbst zu entscheiden hat. Es kommt dann nicht darauf an, ob man es selber gerade so machen würde, wie es die untere Behörde beabsichtigt, sondern nur, ob deren Absicht auf wirklich wesentliche Bedenken stößt. Oft wird man nur allgemein auf die wesentlichen Gesichtspunkte für die Amtshandlung hinweisen. Es ist etwas anderes, andre im Bereiche ihrer verantwortlichen Tätigkeit gewähren zu lassen, und etwas anderes, selber unmittelbar verantwortlich zu wirken oder ein verbindliches Muster für fremdes Wirken aufzustellen. Denn mit der eignen Verantwortung nimmt man der untergeordneten Stelle nicht nur eine Last, sondern auf die Dauer auch Kraft, Kern und Selbständigkeit ihres Schaffens. Diese Grenzen bevormundender Fürsorge gelten, wie gegenüber Unterbehörden, natürlich auch gegenüber Korporationen und Vereinen, wenn sie eine Genehmigung nachzusuchen haben.

Die kurze Zeit der Ausbildung läßt es nur sparsam zu, dem Referendar ein Bewußtsein von den allgemeinen Grundlagen seines künftigen Berufs einzufußlen. Bekämpft muß die Neigung werden, gewisse Kräfte des öffentlichen

Lebens, mit denen die Verwaltung häufig in Berührung kommt, zu überschätzen. So ist zum Beispiel gerade in kleinen Blättern der Provinz die Neigung groß, „Mißstände“ der Verwaltung zur Sprache zu bringen. Daß die lokalen Notizen, die diese Dinge behandeln, bei den Behörden sorgsam durchgesehen werden, ist selbstverständlich. Auf den Regierungen pflegen sie einzeln ausgeschnitten und aufgeklebt den zuständigen Dezernenten vorgelegt zu werden. Weit aus das meiste erweckt nur ein flüchtiges Interesse, bestätigt amtlich Gemeldet, enthält oft offenbare Mißverständnisse, schlechtversteckte Übertreibungen. Andres hat zwar Bedeutung, aber man überläßt es den zuständigen Unterbehörden, sich damit abzufinden. Nur vereinzelt findet die Regierung Anlaß zu eigenem Eingreifen auf Grund solcher Zeitungsnotizen. Aber auch dann empfiehlt es sich gewöhnlich nicht, die Notiz der Unterbehörde zum Bericht oder zu anderer Veranlassung zuzusenden. In den Verhältnissen kleiner Städte und unterer Behörden verstehen es gerade die Zeitungen, die in „Mißständen“ machen, oft mit dem einen oder dem andern Beamten der Lokalbehörde, der sich nicht genügend anerkannt fühlt, in ein vertrautes Verhältnis zu kommen; die Schriftleitung erfährt dann leicht, daß wieder diese oder jene auffallende Notiz in ihrem Blatt die Beachtung der Provinzialbehörde gefunden hat, und das steigert ihr ungesundes Gefühl von ihrer eignen Wichtigkeit ganz überflüssigerweise. Meist tut der Regierungsdezernent am besten, auf irgend einem andern weniger bemerklichen Wege die in der Notiz berührte Sache weiter zu verfolgen, was meist nicht schwierig ist, oder sie ganz zurückzulegen bis zu einer gelegentlichen mündlichen Besprechung mit dem Chef der Lokalbehörde, was bei den wichtigsten Sachen gerade am besten zu gehn pflegt.

Durchaus nötig finde ich es, den Referendar darauf hinzuweisen, eine wie geringe Rolle die politischen Parteianschauungen im täglichen Dienste der Verwaltungsbeamten in der Provinz spielen, die Sozialdemokratie und andre umsturzdrohende Richtungen natürlich ausgenommen. Sonst findet auch der überzeugteste politische Parteigenosse im täglichen Leben wenig Gelegenheit, seine „Prinzipien“ in ihrer schönen Allgemeinheit zur Entfaltung zu bringen; sie eignen sich für die Festtagsstimmung der Parlamentsreden, für die Phrasen der Preszartikel; im nüchternen Berufsleben läßt sich der „unentwegte“ Parteistandpunkt gewöhnlich gar nicht anbringen, und darum begegnet ihm der Verwaltungsbeamte in seinem dienstlichen Leben außer den Wahlzeiten auch so selten; nur dann bemerkt er mit Staunen, wie das bisherige ungestörte Zusammenwirken zwischen Eingefessenen seines Bezirks einen Abgrund politischer Gegensätze ganz verdeckt hat.

Man hat in der Tat oft das Gefühl, daß es eine besondere Berufsklasse gibt, hauptsächlich dargestellt durch die Vertreter der politischen Parteipresse, deren einzige Aufgabe, ähnlich der des bekannten Sklaven des persischen Großkönigs, darin besteht, unermüdet, am lautesten aber in Wahlzeiten, die harmlose Bevölkerung daran zu erinnern, daß sie in abgrundtiefer Trennung in politische Parteien eingeteilt ist, was sie sonst nur gar zu leicht vergessen könnte.

Weil der Referendar bei der Regierung zunächst nur das Bureau- und Aktenleben zu sehen bekommt, ist es doppelt nötig, ihn darauf hinzuweisen, daß

es später in seinem Berufe vor allem darauf ankommt, mit eignen Augen zu sehen, aus erster Quelle zu hören. Sich zuverlässige Nachrichten über Tatsachen zu verschaffen, ist namentlich auf dem platten Lande viel schwieriger, als man wohl glaubt. Gewiß sind Neuigkeiten auf dem platten Lande ein sehr begehrter Artikel, nächst dem gewöhnlich recht knappen baren Gelde vielleicht der begehrteste. Aber es ist merkwürdig, wie sehr die Schen, für zudringlich oder neugierig gehalten zu werden, den einzelnen im Fragen zurückhält, sodaß man über Verhältnisse schon im Nachbardorfe ganz gewöhnlich nur wenig Kunde erhält, sicher keine zuverlässige. Wer im Manöver öfter Patrouillen geritten hat, weiß ein Lied davon zu singen. Sogar die Frage nach dem Wege findet nicht immer eine Antwort, nicht immer die richtige wenigstens. Also selber sehen! Daß das nachher im praktischen Dienste so enge Grenzen findet, braucht man dem Referendar eigentlich noch gar nicht zu verraten. Auch für den Landrat hat der Tag nur vierundzwanzig Stunden, und die weiten Entfernungen der großen Kreise zwingen ihn oft, mit fremden Augen, mit denen seiner Gendarmen oder Ortsvorsteher, zu sehen, auch dann, wenn es recht nötig wäre, sich einmal selber zu überzeugen. Auch das ist einer der Umstände, die die leicht vergessen, die über die Schablone, bürokratische Erstarrung und ähnliches klagen; andre Ursachen liegen mitunter in dem Bleigewicht häuslicher Verhältnisse, die die Frische des Beamten für seinen Dienst erdrücken.

Auch das kann man dem jungen Beamten gar nicht eindringlich genug zum Bewußtsein bringen, wie schmerzlich die Regierten, die mit einem Anliegen herantreten sind, meist auf einen Bescheid warten, wie oft und bitter sie, vielfach natürlich mit Unrecht, über die Langsamkeit der Behörden klagen. Gewiß läßt es sich zum Beispiel bei Beschwerden nicht umgehn, zuerst die untere Behörde mit ihrer Erklärung anzuhören und den Sachverhalt gründlich zu ermitteln, und beides kostet Zeit. Dann aber soll auch durch den bloßen Geschäftsgang, durch die Notwendigkeit der vielen Hände, der Arbeitsteilung im Betriebe der Behörde möglichst wenig Zeit verloren gehn, und man muß sich daran gewöhnen, vierundzwanzig Stunden Zeitersparnis auch dann für wertvoll zu erachten, wenn die Sache keinen ausdrücklichen Silbermerk trägt. Hier und da wird man auch die kleinen Handgriffe der Verwaltungspraxis dem Referendar bei passender Gelegenheit mitteilen können, wie es nützlich ist, bevor ich eine Arbeitsstätte einer mir unbekanntem Industrie besuche, den zugehörigen Artikel in einem guten Konversationslexikon aufmerksam und gründlich durchzulesen; denn nachher im Werke sieht man wohl vieles, aber der organische Zusammenhang, die Prinzipien des Verfahrens treten selten sinnfällig vor Augen, und auch die beste Führung versagt mitunter bei dem Geräusch des Betriebes. Fertigfabrikate sieht man übersichtlich und reichhaltig ja nur auf Ausstellungen.

Ich weiß von einem Amtsvorsteher, der in einer eiligen Sache die ganze Arbeiterschaft eines großen Gutes protokollarisch zu vernehmen hatte. Es waren die Tage des Rübsendreschens. Jede Stunde war kostbar. Einen halben Tag die ganze Arbeiterschaft vermissen und sie nach dem entlegnen Orte des Amtes schicken, ganz unmöglich! Aber der Amtsvorsteher war wirklich ein praktischer Verwaltungsbeamter. Er packte sein Schreibzeug zusammen, setzte sich auf den

Wagen, fuhr eine Stunde weit auf das Feld des Gutes und richtete sein Bureau neben der Dreschmaschine ein. Hier auf freiem Felde vernahm er die Arbeiter, einen nach dem andern, zu Protokoll, und das Gut hatte nur nötig, für den halben Tag einen überzähligen Mann einzustellen, sodaß der Betrieb nicht stockte. Ich glaube, von diesem Amtsvorsteher kann mancher jüngere und vielleicht sogar der eine oder der andre ältere Beamte lernen.

Alles muß herangezogen werden, was dazu dienen kann, dem jungen Beamten etwas Liebe zu seinem schönen Beruf einzulößen; man kann auch erwarten, daß der Regierungsreferendar, der mit etwa fünf und zwanzig Jahren seine Ausbildung in der Verwaltung beginnt, reif und ernst genug ist, für die Wahrheit empfänglich zu sein, daß in der Berufstüchtigkeit der Wert des Menschen liegt; nur kerngesunde Naturen können gute Berufsleistungen mit einem vollen Lebensgenusse in jüngern Jahren vereinigen; bei allen andern beschränken sich beide gegenseitig, und sie stehen täglich vor der Wahl zwischen beiden. Wo dann das Bedürfnis nach Lebensgenuß zu groß ist, kann es mitunter vergebliche Mühe sein, dem jungen Beamten das nötige Interesse für die ersten spröden Anfänge seines Berufslebens beizubringen und ihm zum Bewußtsein zu bringen, daß er nicht nur, um seinem Standesgefühl zu genügen, Beamter sein wollen darf, daß er sich freimachen muß von der dekorativen Behandlung des Berufslebens, die heute auf allen Gebieten deutsche Arbeit ihres rechten Gehalts zu berauben droht. Es ist gewiß ein Fortschritt, wenn heute mehr als früher die ästhetische Seite des Daseins gepflegt wird. Aber vergessen soll man nicht, daß einst der große Religionskrieg darin doch sein Gutes gehabt hat, daß er dem deutschen Volke für Jahrhunderte eine Einfachheit der Lebenshaltung aufgezwungen hat, die vielleicht zu den Hauptquellen seiner spätern Überlegenheit über die feinere Kultur seiner westlichen Nachbarn gehört hat. Wohl ist es gut, daß auch bei uns der Sport gepflegt wird; aber wertlos wird er, wenn die in seiner Übung erworbenen Kräfte niemals ernstern Zwecken dienstbar gemacht werden, wenn er die einzige Unterbrechung eines Drohnendaseins ist. Die Gefahr besteht heute, daß in den führenden Ständen ein ausschließlich dem Gesellschaftsleben und oft recht luxuriösen Ansprüchen entnommener Maßstab an den Wert des einzelnen gelegt wird. Der gesellschaftliche Maßstab hat seine Berechtigung nur so lange, als er keine Alleinherrschaft anstrebt, als er die sittlichen Werte und vor allem die Leistungen des Berufslebens neben sich in die Schale aufnimmt. Zu jeder wahren Bildung gehört die Duldsamkeit, die ein Defizit auf dem einen durch einen Überschuß auf dem andern Gebiete ausgeglichen sein läßt. Die ästhetische ist nur eine Seite jeder Kultur und für den Bestand eines Volkes und die innere Kraft seiner führenden Schichten nicht die wichtigste.

Es mag schwer sein für den jungen Beamten, auf die einseitige Pflege einer Seite des Lebens zu verzichten, die ihm nach seiner Meinung sicherer als manche andre die Aussichten auf eine höhere Laufbahn eröffnet. Der junge Beamte ist ja nicht in der glücklichen Lage des Leutnants, der vor den Augen auch seiner höchsten Vorgesetzten immer wieder Gelegenheit erhält, sich in der Ausübung seines Dienstes zu zeigen, bei Besichtigungen, Übungen,

Manövern; der weiß, verstecken kann man ihn nicht. Über die dienstlichen Leistungen des jungen Beamten ist dagegen der Schleier der Anonymität gebreitet; auch da, wo er als Berichterstatter ausdrücklich genannt wird, wissen doch nur die nächsten Vorgesetzten, wie viel an dem einzelnen Schriftstück seine eigene Leistung, was von ihnen selbst erst nachher hineingebracht worden ist.

Mancher, dem es an dienstlicher Befriedigung fehlt, sucht und findet die Freude am Leben in künstlerischen oder schriftstellerischen Neigungen, denen er neben dem Dienste huldigt. Die Lehre vom verfehlten Beruf halte ich in den meisten Fällen für eine Irrlehre; selten wird ein Beruf verfehlt sein, an den man ein großes Maß von Pflichttreue gewandt hat, und eine tiefe und ernste Neigung zu einem andern Wirkungsgebiet, das als Beruf zu wählen das Schicksal einem versagt, hat oft genug den großen Vorzug, das Berufsleben mit ganz neuen besondern Ideen aufzuschließen und zu befruchten, und dieses erweist sich wieder dankbar in ganz derselben Art, wenn in den freien Stunden die Pflege einer Lieblingsstätigkeit ihr Recht erhält. Gerade bei großen Männern hat man diese doppelte Bereicherung mitunter beobachten können.

Einen starken Halt gegen Strebertum und mangelnde Befriedigung im Dienst findet der Beamte in dem Bewußtsein, seiner engeren Heimat zu dienen. In der großen Vermehrung und Verstärkung der Grenzgarisonen haben bekanntlich die Ideen Verdys über den Grenzschutz vorläufig einen Sieg über die Anhänger eines rückwärtigen Aufmarsches der Armee errungen; bekanntlich sind dadurch einzelne Übelstände im innern Leben der Armee eingetreten. Wahrscheinlich wäre es nicht schwierig, auch im Offizierkorps allen Mißständen der kleinen Grenzgarisonen für die innere Gesundheit der Armee mit einem Schlage ein Ende zu machen, wenn es möglich wäre, den Ersatz der Offizierkorps aus dem Boden dieser Grenzgegenden zu entnehmen. Wo ich meine engere Heimat habe und mir alles vertraut ist, wird mein Interesse durch tausend Dinge, die mir in der Fremde zunächst wenigstens gleichgiltig sind, in gesunder Weise gefesselt. Es bedarf keiner künstlichen Reizungen des Interesses, den Geist zu beschäftigen.

Die Gefahr, in üppig materiellem Leben Zerstreuung, in ruheloser Geselligkeit Anregung zu suchen, ist für den in die Fremde versetzten Beamten oder Offizier viel größer als für den in seiner heimatlichen Gegend angestellten. Wo über übertriebenen Luxus geklagt wird, lohnt sich wohl, nach einem Heilmittel auch einmal in dieser Richtung zu suchen. Die Anhäufung der Grenzgarisonen hat doch hauptsächlich den Nachteil, daß einem so großen Teile des Offizierkorps die rege Pflege idealer, namentlich geistiger Interessen deshalb erschwert wird, weil die Entfernung von den Hauptmittelpunkten deutscher Bildung auf zu lange Zeit zu groß wird und die Höhe der Kosten es verbietet, durch Versetzungen und Kommandos so ausgiebig abzuwehren, wie es wünschenswert wäre. Daß Lektüre diesen Mangel nur unvollkommen ausgleicht, liegt auf der Hand; ich will dafür nur einen Grund anführen, der leicht übersehen wird. Auch die beste und geistvollste Literatur bleibt hinter dem geistigen Leben ihrer Erzeugungsstätten sogar zeitlich immer zurück. Zuerst müssen neue und bedeutende Gedanken, Entdeckungen, Erfindungen eine Zeit

lang in der Luft gelegen haben, in den interessierten Kreisen erörtert und geprüft, bestritten und gereift sein, ehe sie ihren Niederschlag in der Literatur finden, die sie auch den entlegnen Reichsteilen zugänglich macht, und zwar erst dann, wenn sich die geistige Atmosphäre ihrer Geburtsstätte schon wieder mit neuen Ideen, die um Geltung kämpfen, zu füllen beginnt. Nicht nur daß der Offizier der Grenzgarnison auf diese Weise oft recht verspätet an dem geistigen Leben des Bildungszentrums seinen Anteil erhält, er entbehrt überdies noch des Vorteils, an der Bildung der geistigen Strömungen teilzunehmen, sich innerlich dabei zu stärken und auszureifen oder aber doch wenigstens diese Einflüsse aufnehmend auf sich wirken zu lassen. Es ist dies einer der Gründe, weswegen ich an der Richtigkeit der mitunter gehörten Behauptung zweifle, die sehr reichlichen Kommandos von Gardeoffizieren zur Kriegsakademie beruhten mitunter nicht auf ihrer bessern Reise, sondern auf unsachlicher Bevorzugung. Freilich einen Ausgleich für solche Nachteile durch die Verwendung im heimatlichen Bezirk zu bieten, wird nur bei einer bescheidenen Zahl von Offizieren der Grenzgarnisonen möglich sein. Wo er aber möglich ist, wird er sicher wertvoll sein.

Hat doch auch für die Mannschaften in ihren kurzen Dienstjahren ein heimatlicher Truppenteil eine ganz besondere Bedeutung. Es gibt und gab noch mehr Regimenter, die seit Generationen ihren Mannschafteinsatz in ihrer Heimatgegend fanden, und die Verbindung zwischen Truppenteil und Gegend, die beiden selbstverständlich geworden war, hatte für den Dienst der Truppe und für die Befinnung der Bevölkerung gleich segensreiche Folgen; die dienstlichen Rücksichten, die das Zerreißen eines solchen Bandes verlangen, müssen schon sehr stark sein, wenn sie als durchschlagend gelten sollen.

Das Verhältnis zur Heimat freilich muß für den Offizier und den Beamten in einem Punkte immer verschieden bleiben. Der junge Offizier kann, wird er nicht abkommandiert, mitunter zwei bis drei Jahrzehnte in einer Garnison bleiben; dann, mit der Stellung des Stabsoffiziers, beginnen für den Offizier die Wanderjahre. Immer kürzer wird die Zeit, die er an ein und denselben Orte verbringt; seine Kinder wissen kaum noch, was überhaupt eine Heimat bedeutet, außer vielleicht bei den Großeltern. Umgekehrt der Beamte. Ihm sind die Jahre seiner Ausbildung, und wenn das Glück es gut mit ihm meint, auch noch eine Reihe Anfangsjahre seiner eignen verantwortlichen Tätigkeit die Zeit des Wanderns. Es gehört nicht so sehr viel dazu, daß er in einem Jahrzehnt ein halbes Duzend Provinzen durchstreift, immer neue Eindrücke aufnehmend, nirgends wirklich heimisch geworden. Dann erst kommt für die meisten die Zeit einer oft jahrzehntelangen Sehnsucht, wie sie den ältern Jahren des aktiven Soldaten nie beschieden sein kann. Der Offizier wird in den Anfangs-, der Beamte in den spätern Jahrzehnten seiner Laufbahn das Glück suchen müssen, mit der engern Heimat die Dienste seines Berufs zu verknüpfen, aus ihr für diese immer neue Kraft zu schöpfen und volle Befriedigung auch dann, wenn das Los seiner Laufbahn ihm nur bescheiden fällt. Er kann es wohl, wenn ihm das tiefere Vertrauen seiner Landsleute zeigt, daß auch als Obrigkeit der Landsmann doch ganz anders von den Untertanen verstanden wird als

jeder Fremde, der auch nach Jahren nur selten das instinktive Gefühl für die Erdgeister seiner dienstlichen Heimat vollständig erwirbt. Vom Landrat gilt dies namentlich dann, wenn er lange, am besten lebenslang in seinem Kreise wirkt. Gewiß ist es heute, wo sich die Bevölkerung aller Stände mündig glaubt, viel schwerer für den Landrat, der Vertrauensmann seines Kreises zu werden, als früher, um Rat und Hilfe gebeten zu werden auch in Dingen, die sein Amt nicht unmittelbar oder nicht notwendig berühren; aber in einer langen Amtszeit wird ihm ein solcher Erfolg doch auch heute noch meist zuteil, wie die Erfahrung zeigt, ähnlich wie dem Einzelrichter, der viele Jahre lang durch Obervormundschaft, Erbschichtung, Grundbuchführung in die persönlichen Verhältnisse der Gerichtseingesessenen eingedrungen ist.

Mächtigeres Gefühl mag es vielleicht geben als das Heimatsgefühl, aber wohl keins bleibt ein so treuer Begleiter durch die lange Reihe der Jahre, und keins belebt wie dieses alle schöpferischen Keime im Menschen. Jedesmal, meine ich, wenn eine Anordnung der Zentralbehörde einen ihrer Beamten wenigstens der reifern Jahre dem Dienste in seiner engeren Heimat wiedergibt, befreit sie eine Fülle latenter Energie, die sie damit dem Staatszwecke dienstbar macht, vermehrt sie wesentlich die lebendigen Kräfte, indem sie sie dem öffentlichen Leben so viel nutzbarer macht.



Zwei Werke über die Sprache



Das gebildete Publikum hat im vorigen Jahrhundert die Entstehung und die Ausbildung der Sprachwissenschaft mit lebhaftem Interesse verfolgt, und die Zeitungen und die Zeitschriften haben es durch fleißige Berichterstattung auf dem laufenden erhalten. Von den neuesten beiden großen Werken*) ist, so weit ich es übersehen kann, noch wenig die Rede, und doch sind beide, jedes in anderer Weise, in hohem Maße geeignet, die Kenntnis des Gegenstandes zu fördern. Als eine ansehnliche Bereicherung der Wissenschaft werden die Fachmänner wohl nur das Werk von Wundt einschätzen. Hier jedoch muß Mauthner der größere Teil des Raums gewidmet werden, einmal, weil dieser über die Sprachwissenschaft weit hinauszgreift, um das gesamte Wissen der Menschheit — zu vernichten, dann aber auch aus dem Grunde, weil sich Rezensent bei dem Wundtschen Werke, dem er als lernender Laie gegenübersteht, auf eine kurze Berichterstattung beschränken muß, während er sich der Kritik gewachsen fühlt, zu der Mauthner herausfordert.

*) *Völkerpsychologie*. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythos und Sitte von Wilhelm Wundt. Erster Band: Die Sprache. (Erster Teil 627 Seiten, zweiter Teil — mit Register — 644 Seiten.) Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1900. — Beiträge zu einer Kritik der Sprache von Fritz Mauthner. Erster Band (657 Seiten): Sprache und Psychologie. Zweiter Band (735 Seiten): Zur Sprachwissenschaft. Dritter Band (mit Register 666 Seiten): Zur Grammatik und Logik. Stuttgart, J. G. Cotta, 1901 und 1902.